

Allgemeine Mode-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

64. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Tblr.,
mit Stahlstichen 8 Tblr.

Das Feldhaus.

Novelle

von

Bernhard von Guseck.

(Fortsetzung.)

„Vater — das thue ich nicht — er kann warten!“ erwiderte die Tochter. Er verstand schnell genug ihre Meinung und sein Blick wurde freundlich, aber darum auch besorgter. „Nun, ich will Dir den Willen lassen,“ sagte er. „Aber nach Wiesenthal muß ich Dich schicken, Du sollst dem gnädigen Fräulein sagen, daß sie den Kindern ihre Desertion nicht soll entgelten lassen —.“

„Das thut sie ja nicht! Ich hab's Dir ja schon erzählt!“ entgegnete die Tochter.

„Ich will's aber haben!“ rief er drohend, indem er mit der Hand nach der schmerzenden Wunde zuckte. „Ich lasse sie auch noch an ihr Versprechen erinnern — es wird nöthig sein. Mach', daß Du fort kommst! Sie soll die Kinder niemals trennen.“

„Aber, Vater, warum willst Du mich denn durchaus fortschicken? Setzt gerade! Ich weiß ja noch nicht einmal was Dir passiert ist?“

„Das siehst Du!“ rief er. „Wenn Ihr's aber wissen wollt — die Alte steht auch da wie ein Pro-

foß! Der Oberförster hat mir aufgelauert — stand plötzlich im Walde vor mir, schlug auf mich an, ich rasch auch das Gewehr an die Backe — da schoß er schon, traf mich schlecht, ich wollt's ihm vergelten, meine elenden Schösser versagten beide, kurz entschlossen, das Ding umgekehrt, ein Sprung wie'n Turcs und ihn zu Boden geschlagen mit der Kolbe, dann im pas gymnastique auf und davon! So bin ich hier. Nun, Johanne, was ich Dir gesagt habe!“ Er winkte nach der Thür.

Sie wollte noch Einwendungen machen, aber er befahl ihr so aufgebracht zu gehorchen, daß sie nicht länger zu zaudern wagte, obgleich sie vielleicht ahnte, warum er sie durchaus entfernen wollte. Jedenfalls nahm sie sich vor so bald als möglich wieder zurück zu sein.

„Mutter, Du könntest eigentlich den Gang nach dem rothen Adler machen,“ sagte Wenzig, nachdem er sich aus der Thür blickend überzeugt hatte, daß Johanne auch wirklich schon auf dem Wege nach Wiesenthal war. „Dir wird der Herr Capitain nichts anhaben.“

„Sprich nicht so frech!“ versetzte die Frau in dem Tone, der sich gegen ihn immer am Meisten verschärfte, wenn Beide allein waren. „Ich bleibe hier. Du hast etwas vor was wir nicht wissen sollen.“

„Ich? Ich bin froh, daß ich noch das Leben habe — kann mich kaum rühren. Wenn's aber etwas giebt, so ist's besser, wenn Du nicht dabei bist; im

Spittel giebt's immer noch für Dich ein Unterkommen."

"Warum bist Du nur hierher gelaufen? Sie werden Dich hier suchen! O hättest Du doch das Fräulein mit ihrem guten Willen nicht abgewiesen, so wäre das Unglück nicht gekommen und Du sähest nicht hier als Mörder!"

"Als Mörder?" fuhr er fort. "Im Gefecht mit dem Feinde — ist das ein Mord? Wer soll mich suchen! Der Grünrock ist gut getroffen, der steht wohl nicht auf und wer ihn findet, weiß der, daß ich es gewesen bin?"

Ein Hund schlug in diesem Augenblicke mit tiefem wüthendem Gebell vor dem Hause an. Wild fluchend fuhr der Afrikaner von der Bank auf. "Da hat sie der Satan schon! Der neue Spürhund hat mein Blut verfolgt. — Frau, behalte nur die Geistesgegenwart — ich verstecke mich unten, dahin findet so leicht Niemand den Weg — thue nur recht frei, laß sie ein, Du weißt nichts von mir, laß sie suchen —"

Draußen wurde stark an die Thür geklopft. Wenig verschwand in einer dunkeln Ecke, wo eine kleine verwitterte Thür in die Kellerräume führte, welche meist verschüttet und nur dem Kundigen theilweise noch zugänglich waren. Die Frau, aller Fassung beraubt, antwortete weder auf das Klopfen, noch öffnete sie die Thür — erst als nach wiederholter Drohung Artschläge gegen sie donnerten, stürzte sie hin, um den Riegel zurückzuschieben. Mehrere Männer standen draußen, der Eine hielt den gestreiften Hund an der Leine und verhinderte ihn die Frau anzufallen. — "Wo ist der Mann?" rief ihr Einer zu, den sie an der Uniform und Bewaffnung erkannte — hinter ihm standen noch Zwei und der Vierte war der Jägerbursche mit dem Spürhunde

Sie verläugnete die Anwesenheit ihres Mannes, aber ihr todtblaßes Gesicht, ihr ganzes Wesen verrieth das böse Gewissen. Die Männer schoben sie beiseit und drangen ein, doch blieb Einer schußfertig draußen stehen, für den Fall, daß der Gesuchte irgend einen andern Ausgang benutzen könnte. An ein Entrinnen war in der offenen Gegend nicht zu denken, wenn er nicht den Wald erreichte. Schon hatten die Andern auch die kleine Thür bemerkt und die schmale Treppe, welche hinter derselben in die Keller führte. — "Kommt nur heraus, Wenig!" rief der Gendarm hinab. "Es hilft Euch nichts. Daß Ihr hier seid wissen wir und wenn Ihr bis übermorgen unten sitzt, wir gehen nicht von der Stelle. Also gebt Euch in Euer Schicksal."

Alles blieb still, nur der Hund, näher gebracht, knurrte grimmig. Die Frau machte noch einen schwächlichen Versuch die Abwesenheit ihres Mannes zu bezeugen, wurde aber zur Ruhe verwiesen.

Ein Anderer als der zuerst gesprochen, trat jetzt hervor, es war ein Mann in Forstuniform. "Ich will Euch nur sagen," rief er mit starker Stimme in die offene Kellertür hinab, "daß mein Bruder, der Oberförster noch gerade so viel Leben gehabt hat, um seinen Mörder zu nennen! Schafft Licht, Frau!" herrschte er dieser zu.

Da leuchtete es plötzlich unten in dem dunklen Raume auf, wie von einem angezündeten Streichholze. Die Frau zuckte heftig empor, von einem furchtbaren Gedanken erfaßt. "Jesus Christus! Mann, Du wirst doch nicht —?" schrie sie im gellenden Laut des Entsetzens. Von unten antwortete ihr ein dumpfes Hohnlachen, ein Blitz flammte auf, gedankenschnell folgte ihm ein Donnerschlag und das Feldhaus, theils aufgesprengt in mächtiger Feuer- und Trümmargarbe, theils in sich selbst zusammen stürzend, begrub die Unglücklichen alle, welche es zu dieser Stunde beherbergte hatte, zermalmt unter seinen Ruinen.

Weithin über das Land war die Explosion gehört worden. In der Stadt riß Alles die Fenster auf oder stürzte auf die Straßen, um zu erfahren was geschehen sei. Es war als müsse innerhalb der Mauern irgend ein Pulvervorrath aufgefliegen sein, so furchtbar nah war der krachende Donner gewesen — die Leute liefen wild durcheinander, Jeder fragte und Niemand konnte Bescheid geben. Vom Thurne her kam ein Zeichen, das die Gemüther beruhigte — der Thürmer winkte heftig hinaus; was er schrie, konnte man freilich nicht verstehen, aber daß sich das Unglück außerhalb der Stadt zugetragen hatte, war klar und gleich darauf verbreitete sich auch die Nachricht, daß das Feldhaus in die Luft gesprengt sei und es noch dort brenne. Günther war schon nach dem Thore geeilt, als ein Vorübereilender ihm das sagte. Er erschrak nun doch, denn der Gedanke, daß sein alter Kamerad zu einer That der Verzweiflung getrieben worden sei, lag zu nah, um sich abweisen zu lassen. Mit ihm zugleich und ihn vielfach überholend, wälzte sich nun ein Menschenstrom bei sinkendem Abend hinaus, wo doch nichts mehr zu retten, selbst die Neugier nicht mehr zu befriedigen war.

Ein schauerlicher Anblick! Weit über das Feld zersprengt das aufgeflogene Gestein und auf dem wüsten Schutthaufen die dampfenden Trümmer des zusammen-

gestürzten Feldhauses, aus denen noch einzelne Flammen, welche Nahrung am Holzwerk gefunden, empor schlugen! Keine Hand regte sich, um noch etwas zu thun, die Menschen schrien durcheinander und theilten sich ihre Meinungen mit, ob hier ein ungeahntes Unglück geschehen und ein Theil der Familie, die im Feldhause gewohnt, unter den Steinen zerschmettert oder ob sie vielleicht ganz abgezogen sei und hinter sich aus Bosheit das alte Gemäuer in die Luft gesprengt habe.

Da durchschnitt das Stimmengewirr plötzlich ein so entsetzlicher Schrei, daß Alles verstummte. Man sah sich um — ein Mädchen stürzte herzu, dem die Leute sahen und mitleidig auswichen. „Es ist die Tochter!“ hörte man murmeln. Noch einen Schrei stieß sie aus, als sie nah gekommen, die furchtbare Stätte übersehen konnte, dann stand sie still, hob die gefalteten Hände zum Herzen empor und starrte regungslos, Alles um sich her vergessend, auf die Trümmer, unter denen ihre Eltern begraben lagen. Es war ein Anblick, der auch das härteste Gemüth erschütterte — kein Laut regte sich, Aller Augen waren auf das unglückliche Mädchen gerichtet, das allein in dem weiten Raume stand und von der untergehenden Sonne, welche eben noch einmal das Gewölk durchbrach, mit einem wunderbaren Schimmer verklärt wurde. Da schritt aus der Menge mit ruhigem Gange ein Mann hervor, näherte sich der Armen und legte ihr mit einem trostreichen Worte die Hand auf die Schulter. Alle kannten ihn und wurden durch sein Beginnen wie von einem lähmenden Drucke befreit, es war der Geistliche des Ortes. Johanne blickte, aus ihrem bewußtlosen Starrkrampfe geweckt, zu ihm auf und sank nun dem einzigen Menschen, der sich ihrer annahm, weinend und hilflos in den Arm, der sie aufhielt als sie zusammenbrach. Jetzt regte sich auch das laute Mitleid im Kreise und Viele drängten sich herzu; der Pastor winkte aber dem Adlerwirth, den er in seiner Nähe bemerkte und führte mit dessen Hilfe die Unglückliche hinweg, um ihr in seinem Hause eine erste Freistatt zu bereiten.

Günther folgte ihnen. Er war tief erschüttert. So weit hatte das Unglück und eigene Verschuldung einen in jungen Jahren braven Menschen gebracht — Gedanken, welche Vergleiche häßlicher Art spannen, drängten sich Günther auf. Was wird Dein Ende sein? Klang es wiederholt in seiner Seele. An den beabsichtigten Zweikampf dachte er jetzt nicht mehr und wenn er ihm einfiel, kam ihm die Idee erbärmlich vor. Er hatte sich dem Manne, die ihn mit Herzlichkeit auf-

genommen, in einer Weinlaune zum engsten Bunde aufdrängen wollen und dieser, welcher durchaus keinen Anlaß dazu fühlte, hatte ihm in wahrhaft edelmännischer Weise seine Absicht erklärt — mußte er etwa mit Jedem, der es ihm anbot, Brüderschaft trinken oder sich mit ihm auf Tod und Leben schießen? Der Abend war schon weit vorgerückt, es wurde dunkel als endlich der Schenker aus Sternau, welcher auch zum Feldhause herausgelaufen war, in den Gasthof zurückkehrte, wo Günther ihn mit Ungebuld erwartete. Er kam aber nicht allein, sondern mit seinem Gutsheeren, den er draußen getroffen und der ihn auf seinen Wagen genommen hatte. Der Freiherr war, nachdem er Günthers plötzliche Abfahrt gehört, sogleich zu dem Entschlusse gekommen, der ihn bereits seit dem widrigen Vorfalle beschäftigte, er hatte anspannen lassen, um nach der Stadt zu fahren. Unterwegs hatte ihn der Donner der aufstiegender Pulvermine, welcher den Wald dumpf durchhallte, erschreckt und als er in verstärktem Trabe den Ausgang des Waldes erreicht, war er durch den Anblick, der sich ihm noch im Dämmerlichte bot und die Menschen, die sich noch nicht ganz verlaufen hatten, über das Geschehene belehrt worden. Daß die Familie nicht abgezogen, sondern theilweise verunglückt war, hatte die Erscheinung und das Benehmen der Tochter bewiesen, Raab erfuhr Alles durch den Mund seines Schenkers, welcher bei seiner Ankunft gleich an den Wagen gelaufen war. Der Freiherr ließ ihn aufsteigen und hörte auch von ihm, daß Herr von Günther, den er hereingefahren, kurz vor dem Unglücke am Feldhause gewesen sei und mit der Großen, wie Johanne allgemein hieß, gesprochen habe. Er fand ihn dann im Adler.

Als Günther beim Scheine des Lichtes, mit welchem die Wirthin im Hausflur erschien, den Freiherrn erkannte, streckte er ihm gleich die Hand entgegen. — „Ich habe mich benommen wie ein Kind!“ sagte er, ohne die Gegenwart der Wohlgenuth zu beachten. „Lassen Sie zwischen uns, wie Sie schon sagten, Alles beim Alten bleiben!“

Raab ergriff seine Hand und drückte sie herzlich. „So sei es!“ rief er. „Sie fahren doch mit mir? Schenker, Ihr könnt Euch einrichten, wie Ihr wollt, Herr von Günther wird mit mir fahren. — Ich will nur,“ wandte er sich zu diesem, „einen kurzen Besuch beim Pastor Willmeier machen — der Vorfall ist doch zu furchtbar!“

„Ich begleite Sie, wenn Sie es mir erlauben,“ rief Günther. „Sie können denken, daß mich, der mit

dem Unglücklichen im Feuer gestanden und gefochten hat, sein Schicksal im höchsten Grade beunruhigt — der Pastor hat sich des Mädchens angenommen, von ihr werden wir gewiß den Zusammenhang erfahren!“

Raab bezweifelte das, konnte jedoch gegen Günthers Wunsch nichts einwenden. Der Pastor war nicht zu Hause, seine Gattin, welche die beiden Herren empfing und zu ihrem nicht geringen Erstaunen Günther vor sich erblickt, sagte dem Freiherrn, daß ihr Mann, nachdem er das arme Mädchen ihr zugeführt habe, sogleich nach Wiesenthal gegangen sei, wo die beiden jüngsten Schwestern bei Fräulein von Altenau bereits vor zwei Tagen eine Aufnahme gefunden. Wahrscheinlich sei die Nachricht schon dorthin gelangt und Trost und Zuspruch werde nicht gefehlt haben, aber ihr Mann habe doch dem Fräulein darin seinen Beistand leihen wollen. Günther, auf welchem seit der ersten Begrüßung das Auge der Pastorin schon immer geruht hatte, nahm jetzt das Wort, sein Hiersein zu entschuldigen, nahm das Recht früherer Bekanntschaft in ihres Vaters Hause in Anspruch und fragte, als sie höflich darauf geantwortet, ob er nicht die Tochter seines alten Waffengenossen aus dem afrikanischen Kriege sprechen könne. Sie erklärte jedoch, was ihn Raab schon gesagt hatte, daß die Arme in einem Zustande sei, welcher das unmöglich mache und die Herren, welche ihren Zweck somit verfehlt hatten, empfahlen sich. Nur, daß wenigstens die Töchter gerettet waren, auch in höherer Beziehung, gab dem Freiherrn ein beruhigendes Gefühl. Ob die Söhne mit den Eltern unter dem Feldhause begraben lagen? Raab traf in dieser Beziehung noch eine Verabredung. Jedenfalls mußten morgen, sobald es sich thun ließ, die Trümmer aufgeräumt werden, um zu ermitteln, ob Jemand und wer dabei verunglückt sei; waren die Söhne abwesend und kehrten nun zurück, so sollten sie nach Sternau geschickt werden, wo der Freiherr weiter für sie sorgen wollte.

„Alles theilt sich christlich in die Hinterbliebenen!“ sagte Günther, welcher den Eindruck der Katastrophe und ihres furchtbaren Ernstes schon überwunden zu haben schien. „Der Pastor, das Fräulein und Sie! Ihr Beiden das Elternpaar, der Pastor spricht den Segen darüber!“

Er ahnte nicht, welchen empfindlichen Nerv er hier getroffen hatte. Auch schämte er sich bald der herzlichen Rede und es überkam ihn von Neuem der Vergleich zwischen dem Schicksale des alten Afrikaners und seinem eigenen. Was war denn besser, unter

dem Feldhause zerschmettert, aber doch von allem Elend befreit zu liegen oder in der Welt als Abgebrannter und Krippenreiter umherzufechten, ein Gegenstand eigener Mißachtung? Die Idee, welche ihn hierher geführt hatte, kam ihm jetzt auch wie baarer Aberwitz vor. „Es wird mir schon auch nichts weiter übrig bleiben,“ sprach er für sich auf der Rückfahrt nach Sternau neben seinem schweigenden Gefährten, „als den Weg zu gehen, den mir der Zephyr tapfer gezeigt hat.“

Die Nachricht, was mit dem Feldhause geschehen war, hatte sich schon nach Wiesenthal verbreitet, ehe der Pastor dort ankam und er fand die verlassenen Kinder, denen es eine unvorsichtige Magd zugeschrieben hatte, in einer Verzweiflung, welche sie gegen alle lieben Worte ihrer Wohlthäterin unempfindlich machte. Sie hatten sich beide fest umarmt und zu Boden geworfen, keine Macht konnte sie trennen oder aufrichten, sie schluchzten krampfhaft und riefen von Zeit zu Zeit mit herzzersehrender Klage nach ihrem Vater. Elisabeth that das Herz weh — sie fühlte sich rathlos, um so theurer war ihr die Erscheinung des würdigen Mannes, der aus eigenem Antriebe kam, ihr beizustehen. Auch er bemühte sich, aber vergebens und rieth denn, sie unter Obhut der Meierin ihrem Schmerze zu überlassen, der zu heftig sei, um lange zu währen. Die Erfahrung hatte ihn belehrt, daß es bei jungen Gemüthern, wie bei den Armen und Niedern, welche nicht gelernt haben ihre Leidenschaften zu beherrschen, immer so der Fall ist und er täuschte sich darin auch hier nicht. Dem Fräulein theilte er Alles mit, was er wußte, um die entsetzliche That, über welche bei ihm kein Zweifel mehr obwaltete, zu erklären, sie war ihm das letzte Mittel des Menschen, der Gott verlassen hat und sich darum auch von ihm verlassen wähnt! Der Schlüssel zu dem bewegenden Entschlusse fehlte ihm freilich noch, den erhielt er erst am folgenden Tage, als die Nachricht von dem was im Walde geschehen war, zu ihm kam und als die Nachgrabungen im Feldhause die Leichen zu Tage förderten. Der Raubschütz, welcher den Oberförster im Nothkampfe erschlagen, war bis in seine Höhle verfolgt worden und hatte sich mit seinen Feinden und auch mit seinem Weibe unter den Trümmern begraben! Seine Söhne kehrten nicht zurück. Als sie auf ihrem Heimwege von dem einige Meilen entfernten Wohnorte des Wildhändlers in der Waldhütte des Schleifers ohne alle Schonung erfahren hatten, was mit dem Feldhause geschehen war, hatten sie auch im wilden Schmerze eine Weile ge-

runge, dann aber waren sie auf und davon in die weite Welt gegangen. Was sie angefangen und ob es ihnen geglückt — wer fragte danach? Der menschenfreundliche Mann, der es mit ihnen so gut im Sinne gehabt, stellte wohl Nachforschungen an, ließ auch einen Aufruf in die öffentlichen Blätter setzen, aber Niemand meldete sich. Nach einiger Zeit verlautete es — der Wildhändler sollte es zuerst erzählt haben, läugnete es jedoch nachher — daß die jungen Leute bei einem Agenten für Brasilien eine gute Anweisung bekommen hätten. Die Armen! Was der deutschen Auswanderer in Brasilien harret, wer hätte es nicht in unsern Tagen gelesen?

Der Freiherr glaubte aber noch eine andere Verpflichtung zu haben, die ihm weit näher, weit schwerer auf dem Herzen lag. Er hatte Günthers Verhältnisse bald durchschaut, er sah, daß er für seine Zukunft keinen festen Plan hatte, sondern dem Zufall vertrauend, ohne selbst etwas zu thun, ein Leben führte, welches für sein eigenes Ehrgefühl — Raab bemerkte es täglich mehr — immer drückender wurde. An die Möglichkeit Elisabeth noch die Seine zu nennen, glaubte er wohl selbst nicht mehr, denn er hatte seit jenem Tage nie wieder ein Wort geäußert. Raab wußte, daß Elisabeth, mochte sie ihn auch einst wirklich geliebt haben, dies Gefühl, dessen er sich so unwürdig gezeigt, schon längst überwunden hatte. Wohl ihr, daß es so gekommen war, sie wäre mit Günther namenlos unglücklich geworden! Was hoffte er also noch?

„Raab!“ fing er eines Tages nach längerem Hinbrüten an. „Ich muß wieder fort. Das muß mit mir anders werden. Sie sind das Ideal echter Kameradschaft, aber ich müßte mich vor mir selbst schämen, wollte ich Ihnen länger zur Last fallen. Wenn ich noch vier Wochen hier bleibe, geht es mit mir wie mit meinem alten Afrikaner — es zieht mich wie mit den Haaren dazu!“

„Ich bitte Sie, Günther! Sprechen Sie nicht so frevelhaft!“ rief der Freiherr.

„Darum helfen Sie mir! Ich muß wieder Soldat werden — es war ein dummer Streich, daß ich hier den Abschied nahm, um mein schönes Vermögen auf die nichts würdigste Weise durch Gauner und falsche Freunde zu verlieren. Ich habe freilich auch das Meinige dazu gethan. Fort ist fort — was hilft das Reden! Hier kann ich nicht eintreten, alle unsere Zeitgenossen sind zu hohen Stellen aufgerückt und mir würde man kaum mein französisches Patent als Ca-

pitain gelten lassen. Sie haben aber Verwandtschaft in Curland und wenn ich Sie neulich recht verstanden, sind zwei Ihrer Vettern Generaladjutanten des Kaisers — schaffen Sie mir eine Anstellung bei der kaukasischen Armee. Es wird mir interessant sein, den dortigen Krieg mit dem in Algerien zu vergleichen und bei den Russen blüht mir vielleicht eher das Glück.“

Raab war erfreut ihm eine hilfreiche Hand bieten zu können, war der Meinung, daß man dort einen kriegserfahrenen Offizier trotz der jetzigen Reduction der Armee gern aufnehmen würde und erbot sich gleich an seinen Vetter deshalb zu schreiben. — „Thun Sie das!“ rief Günther lebhaft. „Aber lassen Sie mich den Bescheid selbst holen. Vierzehn Tage würden gewiß darüber vergehen, ehe Antwort käme, wahrscheinlich noch dreimal mehr, das hielt ich nicht aus. Krönen Sie Ihr Werk — schreiben Sie heute und schicken mich morgen!“

Der Freiherr suchte ihn diesen stürmischen Gedanken auszureden, aber Günther hielt ihn mit großer Aufregung fest. „Wenn Sie nicht wollen, daß Ihr Schloß mit mir und Ihnen und Allem was es enthält, wie das Feldhaus in die Luft fliegen soll, so schicken Sie mich fort, so bald als möglich. „Soll ich etwa gar noch Zeuge sein, wenn Sie zum Altare gehen?“ setzte er mit funkelnden Augen hinzu. „Sehen Sie mich nicht so groß und verwundert an. Ich weiß Alles. Sie werden das Glück, das ich mir verscherzt habe —.“

„Kein Wort mehr, wenn Sie mich achten!“ unterbrach ihn der Freiherr mit Unwillen und mächtiger Bewegung. „Ich will nicht fragen, wie Sie zu der Annahme gekommen sind, welche ich verstehen muß — aber Sie sind im Irrthum — wenigstens den Schluß betreffend! Ja, Günther, es ist Zeit, daß wir uns trennen. Heute lassen Sie mich den Sonntag noch, wie ich gewohnt bin, begehren, morgen werde ich allen Ihren Wünschen nachkommen.“

Der Wagen stand schon vor der Thür, welcher ihn nach der Stadt zur Kirche bringen sollte. — „Sie sind beleidigt, Raab, das wollte ich nicht!“ sagte Günther. — „Woher ich das weiß, was Sie so weit hinwegwerfen? Ich bin offen, habe keine Geheimnisse. Vor acht Tagen, Sie wissen es, habe ich Sie einmal nach der Kirche begleitet. Ich heiße bin wohl seit vielen Jahren in keiner gewesen. Uns gegenüber auf dem gothisch verschörkelten Wiesenthaler Chor saß sie

— Frau von Alenau mein' ich — und bei ihr in tiefer Trauer sahen wir die Zwillinge meines armen alten Afrikaners. Wie mir ums Herz wurde, habe ich Ihnen gesagt und wie Sie nach der Kirche zu Ihrem Freunde und meiner Feindin ins Pfarrhaus gingen, um für die schöne Predigt zu danken und der dritten Waise, die mit der Pastorin auch in der Kirche gewesen, eine gute Nachricht für ihr Fortkommen zu bringen, da war mir das Herz noch so voll, daß ich gegen die Frau, die es im Grunde wohl mit mir meint, mehr aussprach als mir nachher lieb war. Denn sie gab mir einen Aufschluß, der mir bis heute wie ein Alp auf der Brust gelegen hat. Schaffen Sie mich also fort!"

„Wen meinen Sie? Die Wohlgenuth?“ rief der Freiherr. „Und welchen Aufschluß?“

„Ueber das öffentliche Geheimniß der ganzen Stadt! Kein passenderes Paar in der ganzen Welt! Vox populi! Vox Dei!“

Der Freiherr faßte Günthers Hand. „Sie sollen auch von mir Aufschluß haben!“ sagte er tief bewegt. „Wenn ich zurückkomme! Oder wollen Sie mich wieder zur Kirche begleiten?“ Das lehnte Günther ab und Raab trennte sich von ihm, seine Verheißung wiederholend. Er war nicht in der Stimmung, wie er sich sonst zum Gotteshause begab und selbst die lange Fahrt konnte ihm die Ruhe nicht zurückgeben. Schon klang die Orgel, als er die Kirche betrat; er nahm seinen Sitz still ein und als er seine Andacht verrichtet, sah er auf dem Wiesenthaler Chore wiederum Elisabeth sitzen, hinter ihr die beiden Waisen bei den übrigen Diensthleuten des Ritterhofes. Er mußte während des Gottesdienstes oft hinüberblicken, Elisabeth war bleicher als sonst, was war der Grund davon? Die Predigt fesselte ihn heute weniger als sonst, er machte sich Vorwürfe und suchte seine zerstreuten Gedanken zu sammeln; es gelang ihm endlich auch und er verließ die Kirche erbaut wie immer.

(Schluß folgt.)

F e n i l l e t o n .

(Die Gemächer der Kaiserin von Frankreich.) Außer den großen Bällen, die in den Tuileries abgehalten werden, giebt die Kaiserin kleine, zu denen nur fünf- bis sechshundert Personen, die ihr bereits vorgestellt sind, Zutritt erhalten. Von der Eleganz der Gemächer hat man keine Vorstellung, auch wenn man die andern Höfe kennt. Die innern Gemächer der Kaiserin kennt das Publikum nicht; aber bei jenen kleinen Bällen sind sie ge-

öffnet bis auf das Schlaf- und das kleinere Arbeitszimmer. Diese dürfen nur wenige Eingeweihte betreten und eine ständige Beschreibung dürfte den Leserinnen wohl nicht unwillkommen sein.

Das Arbeitszimmer, ein längliches Viereck, geht auf die Tuileries-Terrasse und ist zu jeder Jahreszeit reich mit Blumen geschmückt. Es ist ganz mit mattem dunkelgrünem Tasset ausgeschlagen; die Thüren und Lambris sind von Elfenbein und Gold, die grünen Vorhänge mit rothem Atlas unterlegt und die Verzierung daran von rothem Atlas und schwarzem Sammet. In dem Zimmer sind, nach der Angabe der Kaiserin selbst, die schönsten Gemälde und Kunstwerke vertheilt. In diesem Zimmer hält sie sich immer auf; hier ruht sie aus von dem Glanze und den Sorgen des Thrones; hier spielt auch der Kronprinz täglich bei seiner Mutter und deshalb sieht man immer auf dem kostbaren Smyrnaischen Teppiche oder auf den Möbeln von Ebenholz oder Elfenbein irgend ein zerbrochenes Spielwerk. In diesem Zimmer hat die Kaiserin auch alle ihr theuren Erinnerungen vereinigt: die zahllosen Geschenke und Gegenstände, die ihr in der Kindheit angehörten, Miniaturen und Photographien von mehreren Damen, die sie lieb hat und über der Stelle, wo sie zu sitzen pflegt, das Portrait ihrer verstorbenen Schwester, der Herzogin von Alba im weißen einfachen Kleide, von blühenden Gewächsen halb verhüllt.

(Eine maurische Dame.) Moritz Sand, der Sohn der berühmten Schriftstellerin, besuchte im vorigen Jahre Algier und schrieb fast täglich einfach für seine Mutter die Eindrücke auf, die sich ihm in Menge darbieten, z. B. „Du verlangst von mir, liebe Mutter, die Beschreibung einer echten Maurin und ihrer Toilette. Da habe ich denn eine zwei Mal schon gesehen. Sie hat eine sehr braune Haut, brauner als die braunste Französin und zwar von einem gleichen und matten Braun, das bei uns gar nicht vorkommt. Gewöhnlich sind die Maurinnen weiß, sogar bisweilen sehr weiß. Die erwähnte hat prachtvolle sehr große und lange Augen; „Gazellen-Augen“ ist ein ganz richtiger Vergleich hier. Das Haar ist wirklich blauschwarz, das Gesicht regelmäßig, die Nase gerade, der Mund klein, die Zähne stehen dicht und sind weiß, die Hände zierlich, namentlich mit einem wahrhaft künstlerisch geformten Handgelenk, die Füße klein und die Beine gleich jenen der Jägerin Diana. Die Nägel der Beine und Finger sind orange gefärbt, ein einziger, der des kleinen Fingers der rechten Hand, schwarz. An den Schläfen ist das Haar abgestutzt, das, über der Stirn gescheitelt, an jeder Seite wie „Hundeohren“ herabfällt. Das andere Haar am Kopfe ist lang und fällt auf den Rücken in dicken Flechten, leicht bedeckt durch ein mit Gold oder Silber gesticktes Tuch; darüber wird, auf dem Wirbel, ein Käppchen (chachia) getragen. Die Augenwimpern sind schwarz gefärbt.

Die Dame ist ein Fräulein von etwa siebzehn Jahren mit etwas schwer aussprechbarem Namen. Ich nenne sie Zohrah. Die Araber haben keinen Familiennamen. Neben ihr sitzt eine reizende Schwester von dreizehn Jahren, Ayscha, die man für

eine Spanierin halten könnte, ihre Mutter und eine Negerin in blauem Mantel.

Lallah Zohrah, d. h. Fräulein Zohrah, trägt unter ihrem Mantel wahrscheinlich einen prächtigen Anzug, einen Kasten von golddurchwirktem gelbem Noire, zusammengehalten durch einen Gürtel mit silbernen Schlössern und über dem Gürtel ein seidenes roth- und grüngestreiftes Tuch mit Gold, das über den Hüften fest zusammengekommen und vorn gebunden ist; dann weite kurze Beinkleider, die bis an die Knie reichen und die Waden sehen lassen, ein Gazehemd mit Klittern, ein Corsett von Seide oder Goldstoff und Babuschen von Sammet oder Marokkin. Dazu Ringe an allen Fingern, Spangen an den Armen und den Beinen, die bei jedem Schritte klingen, Ohrringe, Halsbänder von Gold, Bernstein und Orangenblüthen und ein Kranz von Diamanten.

Von diesem reichen Anzuge sieht man nichts, wenn die Maurin zu Hause ist; lange faltige Beinkleider von grober weißer gestärkter Baumwolle fallen bis auf die Füße, welche in plumpen häßlichen schwarzen Schuhen ruhen; ein weiter weißer Mantel ist um den Körper geschlagen und verhüllt ihn ganz. Ein hinten zusammengebundenes weißes Tuch verbirgt das Gesicht bis an die Augen. Der Mantel wird auf der Brust durch große Kabylen-Nadeln gehalten, von denen lange goldene Ketten herabhängen. Das ist die orientalische Tracht der Reichen, aber sie streben bereits nach der europäischen Mode und werden dieselbe bald genug anlegen. Lalla Zohrah träumt von nichts als einer Crinoline, einem schwarzen Kleide mit Volants und einem spanischen Hüthen mit Federn. Lackschuhe hat sie sich bereits gekauft; zwar wagt sie dieselben noch nicht anzuziehen, aber sie sieht sie oft an und zeigt sie mit Stolz allen ihren Freundinnen.

(Treffliche Worte Barnhagens über Goethe.) In dem so eben ausgegebenen dritten Bande der „Tagebücher von Barnhagen von Ense“ (Leipzig, Brockhaus) findet sich ein Urtheil des Berewigten über Goethe, welches zu dem Schönsten und Besten gehört was je über den Altmeister gesagt und geschrieben worden. An einem schönen Mittage des Jahres 1845 besuchte Barnhagen die Frau v. Stein, eine Verwandte von Goethes Freundin Charlotte v. Stein, in Schöneberg. Frau v. Stein war allein zu Hause, aber Alwine Frommann zum Besuche dort. „Wir setzten uns auf die steinerne Terrasse vor dem Hause und Frau v. Stein begann uns Goethe'sche Briefe*) vorzulesen. Ein Schatz, wie kein Kaiser und König ihn hat! Ich hörte mit Andacht zu, mit Empfindungen, die mir das Herz erschütterten. Goethe erschien in dem Vorgelesenen als die herrlichste Jugendgestalt, als ein reines Menschenbild, von Gott auf die Erde gesandt seine Schöpfung zu betrachten. Frau v. Stein sagte sehr gut, so wie Goethe hier sich zeige, denke sie sich den ersten Menschen, so rein, so kräftig, so sinnbegabt. Der Eindruck wurde sehr vorherrschend, daß Goethe in jedem

kleinsten Gegenstand eine Fülle des Lebens genossen, in jedem Augenblicke auf dem Gipfel des Daseins gestanden, wie nicht leicht ein Anderer; er schuf seine Welt durch Auffassung, durch frische Regsamkeit; jeder Kiesel war ihm ein Diamant. Seine menschliche Begabung — sieht man aus diesen Briefen aufs Neue — war der Grund und die Wurzel seiner künstlerischen und überragte diese weit. Das Menschliche und Sittliche erfüllen sein Gemüth, sein Herz hegt die reinste, die wärmste Liebe, er ist gottesfürchtig, recht fromm und heilig in seinem tiefsten Wesen. Er macht keine Worte von Christus, er prahlt nicht mit seinem Bekenntnisse auf ihn, aber Jesus hätte ihn zum theuersten Freund gehabt, wäre er ihm begegnet! Für die Kenntniß von Goethes Innerem sind diese Briefe ganz unschätzbar, sie drücken bestimmt aus was mir freilich auch schon anderwärts hinlänglich angedeutet war, daß der größte Dichter auch der edelste, der menschlichste Mensch gewesen . . . Der Tag war mir durch Goethe zu einem glücklichen gemacht.“

(Anekdoten aus Barnhagens Tagebüchern.) Im Juni 1845 kam eine Deputation der Bürgerschaft von Königsberg nach Berlin, um vom Könige die Wegberufung des Generals Grafen von Dohna zu erbitten, (wie er früher auf Begehr auch den General v. Wrangel, den spätern „Vater“ Wrangel, von dort weggezogen hatte). Der König sagte der Deputation, es seien etwa vierzig muthwillige Buben, welche die Unzufriedenheit und Störung verursachten; dazu bemerkte einer der Hörer halblaut: „I, so viele sind's nicht einmal, nur sechs bis sieben, aber Die sitzen in Berlin und heißen Excellenzen.“

Friedrich Wilhelm III. erzählte 1815 in Paris der Gräfin Saint-Aulaire, in die er sich etwas verliebte, was er Alles gelitten, das Kriegerunglück, die harte Zeit nach dem Tausender Frie-den, den Tod der Königin Luise; er war wirklich bewegt und fügte dem hinzu: „Et pour comble de malheur, j'ai encore à faire le Jacobin!“ Er meinte das Jahr 1813, wo er zu seinem Volke hatte reden müssen von Freiheit, Bürgerthum &c.

Der verstorbene hochachtbare Bürgermeister von Bremen Dr. Smidt erzählte Barnhagen folgende kleine Geschichte von Goethes Mutter. Er sah sie im J. 1795, als er von Jena kam und brachte ihr Grüße; die Anfänge des „Wilhelm Meister“ waren eben erschienen und von dem nahm die Frau Rath Gelegenheit zu sagen: „Es ist recht übel von meinem Sohne, daß er, wenn er Etwas berühmt machen will, nicht vorher mir ein Wort schreibt; das Puppenspiel, das er da nun eben berühmt gemacht, habe ich lange verwahrt, gerade vor vier Wochen aber leider weggeschenkt.“

Der Minister v. Kamph geht eines Tages im Thiergarten spazieren und trifft Hengstenberg, Beide gehen nun zusammen. Da fragte Kamph (der kein Frömmeler war) den Gefährten, ob er denn wirklich an den Teufel glaube? Eifrig versichert Hengstenberg, ja wohl, nichts sei gewisser als der Teufel, er sei überall, auch hier zur Stelle, er gehe mit ihnen spazieren. Kamph hält darauf an, sagt ängstlich, er müsse gestehen, diese Gesellschaft gefalle ihm nicht, da wolle er sich doch lieber nach

*) Wahrscheinlich einzelne der später in drei Bänden gesammelten und herausgegebenen „Briefe an Frau v. Stein“ (Weimar 1848—1851.)

Hause begeben. Und so empfahl er sich, während Hengstenberg und der Teufel den Spaziergang fortsetzten.

Vom vorletzten Fürstbischof von Breslau Graf Sebnitzky erzählt man folgende Anekdote. Eine Dame, die er Abends in Gesellschaft begrüßte, sagte ihm, sie habe ihn schon Vormittags gesehen. „Wo denn?“ — „In der Kirche, als Sie pontificirten.“ — „So, da! Also en masque!“ Dieser Wit wurde nach Rom berichtet und legte dort den Grund zu dem Mißtrauen und der Schärfe, die ihn später zum Austritte nöthigte.

Am Gründonnerstage 1846 schreibt Barnhagen: Der König (Friedrich Wilhelm IV.) versäumt seine Vorstellung der Tänzerin Cerrito, er ist ganz von ihrer Kunst hingerissen, spendet ihr den eifrigsten Beifall. Des vorigen Königs Liebhaberei am Tanze erfuhr strengen Tadel des Kronprinzen, war ihm ein stetes Kergerniß. Mittwoch war der Großherzog Georg von Strelitz beim Könige in der Loge und man will bemerkt haben, daß nach einem Beifallsturme der Tänzerin beide Fürsten sich erhoben, einander die Hände drückten und sich umarmten im Uebermaße der einstimmigen Bewunderung!

(Hohe Freunde.) Unter diesem Titel und mit dem Beisatz „Novelle aus der Jugendzeit des classischen Weimar“ hat Robert Heller (Leipzig, Th. Thomas) eine gut combinirte Erzählung aus eben genannter Zeit zusammengestellt. Er hat die gegenwärtig schon leichter zugänglich gewordenen Nachrichten aus der „Jugendzeit des classischen Weimar“ wohl benützt, denn der Hof Karl August's mit den Zierden des damaligen deutschen Parnasses, Goethe natürlich voran und als Musaget, tritt uns in lebend individualisirten Gestalten, die sich leicht und wie ungesucht um ein einfaches Landmädchen, das Fräulein Leonore von Hartleben, gruppiren. Der Freiherr von Hartleben hat eben sein Rittergut Lauterbach verlassen, um für seine inzwischen kräftig und schön herangereifte Tochter ein Unterkommen zu suchen, das seinen großen Erwartungen entspricht, die er von seinem Lieblinge und seinen nicht eben geringen Ansprüchen an die Zukunft hegt, denn er fühlt sich doch immer als der Reichsfreiherr von Hartleben auf Lauterbach. Zunächst freilich richten sich diese Ansprüche auf eine standesmäßige Ehe mit einem im Stammbaume wie in der wohlgefüllten Börse untadelhaften Edelmann. Etwas anders gestalten sich die Erwartungen in dem schönen an Plänen reichen Köpfchen Leonorens. Sie hat wie ihr Vater von der neuen Zeit gehört, die über Weimar ausgegangen ist, ja noch mehr, sie ist durch einen jungen Mann, einen weitläufigen Verwandten ihres Vaters, den kurmainzischen Lieutenant Ludwig Bilmey, recht eigentlich bei den sogenannten „Genialen“ Weimars eingeführt worden, indem er seit einigen Jahren niemals verfehlte, seinem schönen Mähmchen alle neuen Erscheinungen der Muse Goethes, Wielands, Musäus, Anebbels und der andern Heroen, welche damals Weimar mit einer unsterblichen Krone schmückten, persönlich nach Lauterbach zu bringen und so zur Ausbildung ih-

res poetischen Geschmacks wesentlich beizutragen. Der Verfasser eröffnet die Scene sehr geschickt durch ein Selbstgespräch des schönen Fräuleins, das in ihrem kleinen Closet in Weimar sich eben müht vor einer Reihe aufgestellter Stühle ihren Mund mit den Titulaturen bekannt zu machen, mit denen sie doch gewiß um sich werfen müßte, wenn sie das Glück genösse, entweder der Herzogin Wittwe Amalie oder der regierenden Herzogin Luise, dem Hofe vorgestellt oder demselben vielleicht gar einverleibt werden sollte. Freilich erhält diese Aussicht einen gewaltigen Stoß, als ihr Vater einen andern Vetter, den Grafen Georg von Lichtenfeld, in seine Zimmer einführt und von diesem sich eine haarsträubende Schilderung des durch die „Genialen“ reformirten Hofes von Weimar geben läßt, der Leonore folgen muß, da ihren scharfen Ohren bei der dünnen Wand, welche die Zimmer trennt, kein Wort des tadelwürdigen Grafen entgeht; doch faßt sie auch aus dieser Schilderung, die namentlich Goethes nicht schont (besonders seines Verhältnisses zur Frau v. Stein) auch manchen Trost und allgemach steigt in ihren Gedanken ein Plan auf, wie sie ihres Vaters Erwartungen und ihre eigenen realisiren helfen könnte und als nun der Vetter Ludwig noch gegen Mittag erscheint, um sich zu erkundigen, ob sein Mähmchen oder deren Vater seiner Hilfsleistungen bedarf, da weiß sie ihn bei sich festzuhalten, erzählt ihm, was Graf Georg von der neuern Zeit erzählt, hört befriedigt seine Widerlegung und kommt endlich mit ihrem Plane hervor, der in nichts Anderem besteht, als sich an den Geheimrath Goethe zu wenden, daß er sich ihrer und ihres Vaters annehme, damit sie nur zu etwas kommen mögen. Das will sie dem großen einflußreichen Mann in einem Briefe schreiben und den Brief soll der Vetter zu Goethe tragen, mit dem er ja schon einmal, während eines Balles, gesprochen hat oder vielmehr von ihm in eine Art von Verhör genommen worden ist.

Im weitem Verlauf der Erzählung sehen wir den großen Dichter in seinem Verkehr mit dem jungen Herzog, in seiner Stellung zum Hofe überhaupt; wir lernen Fräulein Thuseube von Ochsenhausen und deren Einfluß auf die Herzogin-Mutter kennen, diese selbst, wir bemerken, daß Leonorens Brief von Goethe als eine Attrappe betrachtet und an den Herzog ausgeliefert wird, der die gewandte Brieffstellerin kennen zu lernen wünscht, sie im abendlichen Dunkel in ihrer Wohnung überrascht, sich bei ihr als Wolfgang Goethe einführt, ihr Vertrauen gewinnt und nun eine Intrigue einleitet, um seine schnell erwachende Neigung zu dem schönen Mädchen vor jedem rauhen Eingreifen von der Außenwelt zu sichern, dadurch aber eben Goethes Aufmerksamkeit rege macht und die Lösung des kleinen Intriguenspiels selbst herbeiführt. Wir können, ohne dem Interesse des Verfassers nachtheilig zu werden, nicht deutlicher werden, erwarten aber für die gut geschriebene Novelle viele theilnahmvolle Leser.

—r.